

© 2022 Rosemarie Schmitt / überarbeitete Neuauflage
Umschlaggestaltung: Coverräume, 24881 Nübel GERMANY
Lektorat / Korrektorat: www.gabi-kremeskoetter.de
Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin: Buchschmiede
von Dataform Media GmbH, Wien
www.buchschmiede.at
ISBN:
978-3-99139-297-2



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Herr Jonathan

*(unbeabsichtigte Erkenntnisse eines
ehemaligen Bibliothekars)*

Ein Roman von
Rosemarie Schmitt

Das Leben ist wie ein Puzzle.

Es hat seinen Reiz,

bis es fertig ist.

Kapitel I

*A*lles im Fluß

Jonathan hatte die Wahl, der Mann im Rollstuhl nicht. Nicht an diesem Tag am Fluss.

Bereits vor Tagen hatte er ihn gesehen, in der Nähe der Regattastrecke, und Jonathan hatte sich gefragt, weshalb der Kerl sich dort herumtrieb. Wie er dagesessen hatte im Rollstuhl, den Flachmann an den Lippen. Seine Hände zitterten und waren schmutzig. Alles an ihm war schmutzig. Der Speichel war ihm aus den Mundwinkeln geronnen. Dieser Mann, seine ganze Erscheinung und besonders sein permanent spöttisches und selbstgefälliges Grinsen, während er in der Gegend umherstarrte und Maulaffen feilhielt, widerte Jonathan an. Ihm wurde bei dem Anblick übel. Von diesem Augenblick an, der einige Minuten dauerte, breitete sich der Gedanke an einen Mord in Jonathan aus.

Seitdem ging Jonathan an jedem Tag nach dem Mittagessen zur Regattastrecke, statt sich eine Ruhestunde

zu gönnen. Er flanierte an der Dahme entlang, spazierte hin und her in der Hoffnung, ihn wiederzusehen, damit er seinen Plan in die Tat umsetzen konnte. Es vergingen fast zwei Wochen, bis er ihn auf dem Weg zwischen der Regattastrecke und dem Strandbad wiedersah. Statt *ihn*, wie beim ersten Mal, aus der Ferne zu beobachten, ging Jonathan entschlossen auf den Rollstuhlfahrer zu. Jonathan hatte erwartet, dass der Kerl erschrocken oder wenigstens nervös werden würde, doch der grinste unbeirrt sein übliches Grinsen. Er nickte ihm sogar zu und wünschte einen guten Tag! Entweder, so mutmaßte Jonathan, er ist ein ungeheuer guter Schauspieler oder noch dreister, frecher und unverfrorener, als er dachte. Dennoch, Jonathan lächelte zurück und wünschte auch einen guten Tag. Nicht nur das, er blieb vor ihm stehen und fragte ihn, wie es ihm gehe.

„Ohhh, wie freundlich der Herr sein kann“, spöttelte der Rollstuhlfahrer, „aber ich dachte mir schon, dass Sie irgendwann mal normal und vernünftig werden. Ist ja jetzt auch schon alles lange genug her.“

Es kostete Jonathan unglaublich viel Kraft und bereitete ihm körperliche Schmerzen, seine Beherrschung nicht zu verlieren. Dennoch, er hatte so lange auf diese Gelegenheit gewartet, hatte sich gedanklich darauf vorbereitet. Jetzt würde er sich von diesem Menschen nicht

noch einmal aus der Fassung bringen lassen. Entschlossen hielt er an seinem Plan fest.

„Ja, in der Tat, es ist einige Zeit vergangen seither. Ich deute das als Zeichen, Ihnen heute zu begegnen. Als ein Zeichen, unseren Streit beizulegen und Frieden zu schließen.“

„Oh Mann, Sie reden ja immer noch so geschwollen daher. Aber ist schon okay, hab ja auch irgendwie verstanden, warum Sie auf mich so sauer sind.“

Als Jonathan diese Worte, diese Ausdrucksweise aus dem Mund des Mannes hörte, zweifelte er einen Augenblick daran, in der Lage zu sein, die Unterhaltung weiterzuführen. Doch erinnerte er sich an seinen Plan und spielte mit. Er musste den anderen in dem Glauben lassen, die Regeln zu bestimmen.

„Nun, was halten Sie dann von einem gemeinsamen Spaziergang zum Strandbad? Ich spendiere Ihnen einen ... nennen wir ihn Versöhnungskaffee.“

„Spaziergang, ja klar, für sie vielleicht“, antwortete er und zeigte auf seinen Rollstuhl. „Kaffee? Den verträgt mein Magen nicht. Gibt's da auch Kräuterschnaps oder Cognac?“, meckerte er, während er den Rollstuhl in Position brachte. „Also los dann. Ich bin ja schließlich kein unhöflicher Mensch. Das wäre ich, wenn ich die Einladung ausschlagen würde, oder?“

Jonathan war erleichtert, eine Weile neben dem Rollstuhl hergehen zu können und das Gesicht, diesen Menschen nicht mehr ansehen zu müssen. Ihr Schweigen auf dem Weg zum Strandbad wurde begleitet von dem regelmäßigen Flttschsch, Flttschsch, das durch das Schleifen von Schmutz an einem der Räder des Rollstuhles verursacht wurde. Jonathan war heilfroh, dass ihnen niemand begegnete, der ihn kannte. Er wollte nicht mit diesem Mann gesehen werden, nicht nur, weil er sich, ob dessen Gesellschaft schämte. Erlöst stellte Jonathan fest, dass auf der Terrasse des Cafés genügend Plätze frei waren. Er vermochte nicht, sich vorzustellen, diesen Menschen in einem Raum ertragen zu müssen. Jonathan strengte sich an, dennoch fiel ihm kein Thema ein, worüber er sich mit ihm hätte unterhalten können. Er versuchte Belangloses.

„Was führt Sie hierher, Herr Stüber? Wohnen Sie nun hier in der Gegend?“

„Pffhh, Herr Stüber, wer soll denn das sein?! Ich heiße Rudi. Ob ich in der Gegend wohne? Wollen Sie mich verarschen, Mann? Ich wohne überall und nirgends, aber ganz bestimmt nicht in Ihrer pickfeinen Gegend hier.“ Stüber rümpfte angeekelt die Nase, zog lautstark den Schnodder hoch, dass die Nasenflügel vibrierten, und spuckte neben den Rollstuhl. Jonathan starrte angestrengt

auf das Wasser der Dahme. Er versuchte, seine Gedanken in eine andere Richtung, weg von dem Verhalten Stübers, zu lenken.

„Bis es richtig kalt wird, bleibe ich hier, dann mache ich mich wieder in die City. Bin also quasi in der Sommerfrische, wenn Sie das besser verstehen“, hörte er Stüber sagen und dachte: Alles im Fluss, Jonathan, alles im Fluss, *panta rhei*. Welch kuriose Doppeldeutigkeit diese Worte doch haben.

„Morgen“, sagte Jonathan, „morgen haben die Meteorologen einen wundervollen Herbsttag gemeldet, bis zu 25 Grad warm. Ich habe große Lust auf ein Picknick hier an der Dahme am Nachmittag. Wenn Sie möchten, können Sie mir gerne Gesellschaft leisten. Ich packe auch eine gute Flasche Schnaps für Ihren empfindlichen Magen ein.“

Jonathan wollte nur noch eines: nach Hause. Er wollte in seine Höhle, ausgiebig duschen, lesen und gepflegte klassische Musik hören. Jonathan wollte zurück in die Welt, aus der er kam – die Welt der Literatur und der Musik. Er hatte viele Texte der großen Schriftsteller, Philosophen und Denker gelesen. Vieles, was Jonathan vom Leben wusste, hatten sie ihn gelehrt. Ihm so manche Niederlage erspart, ihn vor großem Übel und üblen Überraschungen bewahrt. Es war durchaus möglich, aus

den Fehlern und den Erfahrungen kluger Menschen zu lernen, davon war Jonathan überzeugt. Ja, und dass es gar dumm wäre, es nicht zu tun.

Er hätte Stüber an jenem Tag auf der Terrasse des Strandcafés alles Mögliche versprochen, um auf der Stelle aus der Situation herauszukommen, ohne die Fassung und sein Gesicht zu verlieren, sein aufgesetztes Gesicht. Er wollte das Vertrauen dieses Menschen gewinnen. Sein Plan durfte nicht scheitern! Er spürte, dass er auf der Hut sein musste, denn dieser Mann witterte Gefahr wie ein Tier. Rudi Stüber verfügte über einen ausgeprägten Instinkt. Stüber schüttete den doppelten Cognac hinunter, schüttelte sich, zog ein angewidertes Gesicht und hatte die Unverschämtheit zu sagen:

„Was für ein billiger Fusel. So ein Schickimicki-Schuppen, da hätte ich aber etwas anderes erwartet. Na ja, trotzdem danke. War ja gut gemeint.“

Jonathan hatte seinen Kaffee nicht angerührt. Vor dem Abschied vereinbarten sie, sich am nächsten Tag um 14 Uhr am Wassersportzentrum zum Picknick zu treffen.

Jonathan war extra nach Köpenick gefahren, um die Flasche Schnaps für Stüber im Einkaufszentrum zu besorgen. Es wäre ihm peinlich gewesen, sie in dem Supermarkt zu kaufen, in dem man ihn kannte. Das Wetter war, wie angekündigt, wundervoll. Jonathan spazierte mit

dem Picknickkorb durch den Laubwald, der sich in wohlthuenden warmen Rot-braun-orange- und Gelbtönen präsentierte. Der Oktober zeigte fürwahr seine goldene Seite. Wie vergänglich diese Pracht doch war, wie kurz vor ihrem Sterben die Blätter noch zu beeindrucken wussten, dachte Jonathan. Als er mit Irma vor mehr als 30 Jahren hergezogen war, hatte er sich eines Tages auf den Weg gemacht, die Gegend zu erkunden. In dem Wäldchen zwischen der Bahnlinie und dem Strandbad an der Dahme wanderte er damals nahezu zwei Stunden umher.

„Na, du Rumtreiber“, hatte ihn Irma begrüßt, als er mit sehr schmutzigen Schuhen wieder zu Hause angekommen war, „wo bist du so lange gewesen?“

„Ich war drüben im Wald und habe mich dort vergangen.“

„Verlaufen meinst du, mein Engel, du meinst, du hast dich verlaufen.“

„Nein, ich lief nicht, ich ging“, war Jonathans logische Erklärung.

Inzwischen kannte er sich recht gut aus und wusste, wo all jene Wege, die sich im Wald begegneten und kreuzten, hinführten. Kurz vor 14 Uhr kam Jonathan am Treffpunkt an. War er je unpünktlich? Er setzte sich auf eine Bank und breitete neben sich ein rot kariertes Geschirrtuch aus. Er hatte belegte Brote, Tomaten, zwei

Äpfel, eine Thermoskanne mit heißem Pfefferminztee und eine Flasche Schnaps mitgebracht. Obschon es ihm widerstrebte, ja ekelte, mit Rudi Stüber sein Essen zu teilen, entschied er sich dafür, denn das war Teil seines Planes. Er hatte alles vorbereitet, doch nicht alles bedacht. Er hatte nicht damit gerechnet, dass Stüber nicht erscheinen würde. Um 16 Uhr packte Jonathan alles zusammen und machte sich auf den Heimweg. Er war wütend. Er hasste Unzuverlässigkeit, und dass man ein gepflegtes und gesundes Essen einfach nicht annahm, dafür hatte er kein Verständnis. So ein undankbarer Mensch, schimpfte er in Gedanken. Er fühlte sich bestohlen! Dieser Mann hatte Jonathan Zeit gestohlen. Er hatte nicht nur über die letzten beiden Stunden von Jonathan, während denen er gewartet hatte, sondern auch über jene Zeit verfügt, die er für die Besorgungen, die Vorbereitungen für dieses Picknick benötigte. Doch eigentlich war Jonathan am meisten wütend darauf, dass er nicht bedacht hatte, dass Stüber nicht auftauchen würde. Er hatte diese Chance verloren. Wer weiß, vielleicht würde er ihm sobald nicht mehr begegnen. Er hätte seinen Plan nun aufgeben können, doch seine Wut bestärkte ihn darin, genau das nicht zu tun. Er hätte es als eine Niederlage empfunden, eine erneute Niederlage.

Die Temperatur war für Anfang November ungewöhnlich mild. Nicht mehr lange und die ersten Nachtfröste zögen ins Land. Die Tage waren merklich kürzer geworden und Jonathans Hoffnung, Stüber wiederzusehen, sank mit jedem Tag. Wahrscheinlich war er längst schon wieder in der Stadt, um den Winter in den Bahnhöfen, U-Bahn-Stationen und über den warmen Gebläsen der Kaufhäuser zu verbringen. Trotz des milden Klimas fröstelte Jonathan. Er schlang den Schal dichter um den Hals, schlug den Kragen hoch und vergrub die klammen Hände in den Manteltaschen. Als er auf dem Weg zum Café war, um sich eine Tasse heiße Schokolade zu gönnen, beschloss er, das Warten auf seinen Godot aufzugeben. Er blieb stehen, hielt einen Augenblick inne und beobachtete die zarten Nebelschwaden. Sie schienen den Auftrag zu haben, alles still und heimlich einzupacken, Anfänge und Enden zu verbergen. Das Ende des Steges war nicht mehr zu erkennen. Es war beängstigend, sich vorzustellen, der Steg würde nicht enden, sondern in eine andere, unbekannte Welt führen. Nein, er würde nicht in das Café gehen, sondern sich stattdessen zu Hause einen Tee kochen, Musik hören und lesen. Just, als er das dachte, hörte er dieses leise, indes eindringliche Flttschsch ... Flttschsch ... Flttschsch.

Jonathan dreht sich um, schaute, suchte, witterte nach der Herkunft des Geräusches. Er sah und hörte jedoch nichts außer dem Schnauben eines Bootes. Sollten ihm seine Sinne einen Streich gespielt haben? Er war keine zehn Schritte gegangen, als er ihn entdeckte. Mitten auf dem Weg, die Hände seitlich herabhängend, den Kopf zu Seite geneigt, die Augen geschlossen, Speichel aus den Mundwinkeln rinnend.

Als Jonathan vor ihm stehen geblieben war, öffnete Stüber die Augen, sah zu Jonathan hoch, während der Kopf geneigt blieb. Wieder setzte er dieses Grinsen auf. Plötzlich war er wieder da, dieser andere Jonathan, der Jonathan, der diesen Plan hatte.

„Guten Tag, Herr Stüber.“

„Ah, der Engel“, lallte Stüber, „lange nicht gesehen.“

„Ja, in der Tat. Ich dachte, Sie seien längst wieder in der Stadt und bin überrascht, Ihnen zu begegnen.“

„Ich bin schon so gut wie weg. Bin auf dem Weg zum S-Bahnhof.“

„Schade, dass Sie nicht zum Picknick gekommen sind.“

„Ohh, jaaa... das Picknick. Konnte nicht. War verhindert. Hatte einen Termin mit meinem Anlageberater“, erklärte Stüber. Seine Worte waren voller Spott und Ironie. Er kramte einen Flachmann aus einem

schmutzigen Stoffbeutel und ließ den gesamten Inhalt die Kehle hinunterlaufen.

„Hier, guck, Geschenk von einem Kumpel“, triumphierte er, während er eine Literflasche Rotwein aus seinem Beutel hervorholte und wie eine Trophäe hochhielt. „Also, wenn Sie über die Angelegenheit von damals reden wollen, kein Problem, können wir machen. Eine Stunde hab ich noch. Aber dann muss ich los.“

Jonathan schluckte, sagte nicht, was er sagen wollte, und hörte sich stattdessen selbst zu, als er erwiderte: „Es ist ganz und gar keine Angelegenheit, Herr Stüber! Und nein, ich habe nicht das Bedürfnis, darüber zu sprechen.“

„Jawoll, so sehe ich das eigentlich auch. Ist ja auch alles gesagt worden. Vergessen wir also das Ganze.“

Rudi Stüber schraubte die Weinflasche auf, hob sie mit zitternden Händen an den Mund und sog daran wie ein Verdurstender. „Ich sprach davon, dass ich nicht darüber sprechen möchte, nicht vom Vergessen“, konterte Jonathan.

„Mein Gott, Engel. Ich hatte auch mal eine Frau. Die hat mich fix und fertig gemacht. Eine hysterische Person war das. War eine Erleichterung, als sie nicht mehr da war. Ich sag’s Ihnen, Engel. Wer braucht schon ein Weibsbild, das nichts anderes im Sinn hat, als dich Tag und Nacht herumzukommandieren!?“

Stüber sah Jonathan fragend an, zog den Schnodder hoch und spuckte vor den Rollstuhl und Jonathans Füße. Er nahm ein paar kräftige Schlucke Rotwein und wischte sich mit dem Handrücken über den Mund, bevor er geräuschvoll aufstieß. Er war inzwischen stockbetrunken und reagierte nicht, als Jonathan den Rollstuhl in Richtung des Steges lenkte. Stüber saß da, mit geneigtem Kopf, geschlossenen Augen und grinste.

Das gleichmäßige Rumpeln, dieses Tock Tock Flttschsch – Tock Tock Flttschsch – Tock Tock Flttschsch, verursacht durch die Holzplanken des Steges und das Schleifen der Rollstuhlreifen, schien ihm zu gefallen, ihn geradezu zu amüsieren. Beinahe behutsam schob Jonathan den Rollstuhl in den dichten Nebel zum Ende des Steges. Bis etwa zwanzig Zentimeter vor das Ende. Jonathan umklammerte die Griffe des Rollstuhles mit beiden Händen, dass es ihn schmerzte und seine Knöchel weißlich durch die Haut schimmerten. Stüber indes hielt mit der rechten Hand seine Weinflasche ebenso fest. Sein linker Arm hing neben dem Rollstuhl herab. Wären da nicht das Röcheln, Schnauben und hin und wieder ein verächtliches Hmm zu hören gewesen, man hätte annehmen können, er sei bereits tot.

Tot, dachte Jonathan. Sehr langsam löste er den Griff seiner Hände. Ein sanfter Schubs nur, und Rudi Stüber

würde in der Dahme versinken wie ein Stein. Er war viel zu betrunken, um es zu verhindern. Vielleicht würde er schreien. Vielleicht. Seine Unterschenkel waren amputiert. Das Wasser hatte vermutlich nicht mehr als fünf oder sechs Grad. Still und schnell würde es vorbei sein. Still und schnell. Jonathan könnte sich auch dafür entscheiden, Stüber mit dem Rollstuhl einfach stehen zu lassen. Er könnte gehen und darauf warten, dass es geschah, dass sich Stüber nur ein klein wenig nach vorne beugte, den Rollstuhl in Bewegung brachte. Zwanzig Zentimeter, mehr waren es sicher nicht. Würde ein schrecklicher Unfall gewesen sein. Jonathan schob den Rollstuhl noch ein wenig, ein klein wenig nach vorne, drehte sich um und ging ...

Wer Jonathan kannte, musste damit rechnen, dass ihm sein Gewissen keine Ruhe mehr gönnen würde. Er wurde in der Tat von einem schlechten Gewissen geplagt, das er hatte, weil er eben keines hatte. Sein Gewissen war im Laufe des letzten Jahres alt geworden, alt und zahnlos, es vermochte ihn nicht mehr zu beißen.

Drei Tage später, nachdem er Stüber am Steg zurückgelassen hatte, war Jonathan fertig mit dem Frühstück und just damit beschäftigt, das Schlafzimmer in Ordnung zu bringen, als es an der Wohnungstür klingelte.

„Guten Morgen. Wir kommen von der Polizeidirektion sechs. Mein Name ist Cornelius Breitberg, Polizeihauptkommissar“, er deutete auf seinen Begleiter, „das ist mein Kollege Polizeioberkommissar Häckenburg. Sind sie Jonathan Engel?“

Jonathan stand wie angewurzelt. Wäre er imstande gewesen, irgendetwas zu antworten, so hätte er wahrscheinlich gefragt, welchen der beiden Jonathan Engel, die in ihm steckten, sie suchten.

„Wir kommen wegen eines Toten. Eine Zeugin erzählte uns, sie habe Sie beide, also Sie und den Toten, zusammen gesehen. Also zu Lebzeiten, meine ich, als er noch lebte, der Tote“, erklärte Polizeihauptkommissar Breitberg.

„Eine Zeugin?“, waren die ersten Worte, die sich Jonathan sagen hörte.

„Ja, eine Zeugin. Eine Dame, die den Vorfall beobachtet hat.“

„Die den Vorfall beobachtet hat ...“, wiederholte Jonathan.

„Ja, sie hat gesehen, dass der Rollstuhlfahrer, offensichtlich stark alkoholisiert, auf die Gleise gestürzt ist und eine S-Bahn ihn erfasste. Der Mann hatte keinerlei Papiere bei sich, nichts, was auf seine Identität schließen lässt. Vielleicht können Sie uns einen Hinweis geben?“